



Péter Farkas, **Acht Minuten**. Roman. Aus dem Ungarischen von György Buda. Luchterhand Literaturverlag, München 2011. 133 Seiten, 16,99 Euro

## Was am Ende bleibt

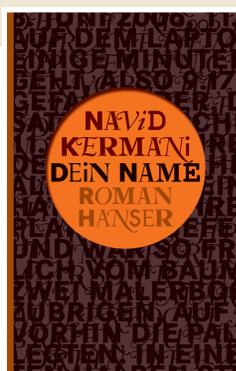
### Die Geschichte eines dementen Paares

**Von Margrit Irgang** Ein Mann und eine Frau in einer Stadt in Ungarn. Sie sind miteinander alt geworden, sehr alt. In letzter Zeit aber hat sich die Frau verändert: »Wie für sie der nächste Moment nicht existierte, kannte sie auch den vorangegangenen nicht. Und die Geschichten ihres vergangenen Ichs beunruhigten sie nicht, allerdings konnte sie sich auch nicht gegen die Eventualitäten wappnen, die ihrem zukünftigen Ich zustoßen konnten. Nur der alte Mann maß die Zeit, und nur er suchte in ihr unaufhörlich den Inhalt, den er ›Ich‹ nennen konnte.« Aber auch ihn kostet das Anziehen der Socken am Morgen wertvolle Kraft und die Körperpflege ist so mühsam, dass sie auf die nötigsten Handgriffe beschränkt wird. In letzter Zeit gehen zudem fremde Besucher in der Wohnung ein und aus, die den Mann mit Papa anreden und angeblich nützliche Gegenstände hinterlassen, welche der Mann anschließend entsorgen muss.

Die Besucher sprechen von »Demenz« und würden gern das Leben der beiden in die Hand nehmen. Sie begreifen nicht, dass dieses Paar wie zwei fein gestimmte Instrumente miteinander harmoniert. Seit Worte für die Frau an Sinn verloren haben, verständigen sie sich mit Lauten und Gesten. Nur er darf sie waschen, nur von ihm lässt sie sich ins Bett bringen. In einem langen miteinander verbrachten Leben ist Liebe gewachsen. Sie trägt.

Der ungarische Autor Péter Farkas – 1955 geboren und seit 1982 in Köln lebend – hat eine behutsame Geschichte über die Mühen des Alterns geschrieben. Es wird aber auch von dem Wunder erzählt, im Augenblick zu leben: einen Lichtstrahl auf dem Boden zu beobachten; die Wärme zu spüren, wenn sich ein vertrauter Körper an den eigenen schmiegt. Die stille Würde, die diese Erzählung ausstrahlt, gelingt durch Anverwandlung; nie verlässt der Autor die Sicht seiner Protagonisten, nie verrät er sie an jene, die von Demenz reden, weil sie nichts verstehen. Und ganz nebenbei formuliert Péter Farkas eine Frage, die der Buddha schon vor 2600 Jahren stellte: Was ist das, was wir »Ich« nennen, und gibt es dieses Ich noch, wenn kein Bewusstsein mehr da ist, das eine Kontinuität zwischen Vergangenheit und Zukunft erschafft?

Dies ist ein großes kleines Buch, voll Weisheit und Zärtlichkeit. ■■■■



Navid Kermani, **Dein Name**. Roman. Hanser Verlag, München 2011. 1232 Seiten, 34,90 Euro

## Dreister Zauber

### Der Autor als Romanfigur

**Von Gabriele Weingartner** Jeder Roman wird auf ein Ende hin geschrieben. Was aber geschieht, wenn ein Autor – sagen wir: Navid Kermani – zu keinem Ende kommen will? Eines Tages sein Laptop aufgeklappt hat, die Uhrzeit festhält und anfängt zu schreiben? Und wieder aufhört, wenn er einen Termin hat? Und wieder anfängt, wenn ihm danach ist, und aufhört, wenn seine Tochter zur Klavierstunde muss? Minutiös notiert Kermani, was er fühlt und denkt. Spaltet sich in Rollen auf, schildert sich als Ehemann, Vater, Sohn, Enkel, Orientalist, Berichterstatter, Literaturstipendiat und so fort. Kaum je als Ich-Erzähler. Und selbst die Autobiografie seines Großvaters und die seiner Mutter lässt er zur Sprache kommen.

Über fünf Jahre lang hielt Kermani diesen Zustand durch, stolz dabei die Gefahr ignorierend, seine Leser mit einem Bandwurm aus Erkenntnissen und Verwerfungen, aus Selbstbespiegelung und ermüdendem Geschwätz zu vergraulen. In der Tat lässt sich *Dein Name* nicht gänzlich von diesen Fährnissen freisprechen. Im Leserausch jedoch – konkret: wenn man das Buch im Rhythmus von täglich dreißig bis vierzig Seiten konsumiert – schwinden diese Einwände. Und man beginnt, dieses schreibende Wesen – diesen Sohn, Bruder oder Freund, diesen Kermani eben – um die aus seiner Herkunft resultierende kulturelle und geistige Vielfalt zu beneiden. Die Dreistigkeit, die man ihm anfangs übelnimmt, alles, was ihn als in Deutschland geborenen Sohn iranischer Eltern und hin und wieder praktizierenden Muslim ausmacht, in ein Laptop zu hämmern und seinen Lesern vor die Füße zu kippen, verwandelt sich alsbald in einen Zauber.

Selbst die Tatsache, dass er sich mit Hölderlin und Jean Paul in langwierige Diskurse begibt, nimmt man in Kauf und akzeptiert die Einschüsse als in den Text integrierte Poetik-Vorlesung, mit der Kermani an der Frankfurter Uni ja wirklich in Erscheinung getreten ist. Genauso wie den Umstand, dass er seinen Roman mitunter als Resteverwertungsmaschine zu begreifen scheint, in die er seine Reportagen über Afghanistan und die jüngste iranische Demokratiebewegung einspeisen kann. Nebenbei werden die LeserInnen zu Zeugen seines privaten Lebens. Diskretion scheint nicht nötig: Der Autor Kermani ist zu seiner eigenen Romanfigur geworden. ■■■■